

Arbeitsgesellschaft im Wandel

Herausgegeben von

Brigitte Aulenbacher | Birgit Riegraf

Moderne Gesellschaften sind nach wie vor Arbeitsgesellschaften. Ihr tiefgreifender Wandel lässt sich daran ablesen, wie Arbeit organisiert und verteilt ist, welche Bedeutung sie hat, in welcher Weise sie mit Ungleichheiten einhergeht.

Die Buchreihe leistet eine kritische sozial- und zeitdiagnostische Betrachtung der „Arbeitsgesellschaft im Wandel“ und befasst sich mit • Theorien der Arbeit und der Arbeitsgesellschaft • Arbeit in und zwischen Markt, Staat, Drittem Sektor, Privathaushalt • Arbeit in Organisationen, Berufen, Professionen • Erwerbs-, Haus-, Eigen-, Subsistenz-, Freiwilligenarbeit in Alltag und Biografie • Arbeit in den Verhältnissen von Geschlecht, Ethnizität, Klasse.

Brigitte Aulenbacher | Maria Dammayr |
Klaus Dörre | Wolfgang Menz | Birgit Riegraf |
Harald Wolf (Hrsg.)

Leistung und Gerechtigkeit

Das umstrittene Versprechen
des Kapitalismus

BELTZ JUVENTA

Inhalt

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-3051-8 Print
ISBN 978-3-7799-4553-6 E-Book (PDF)

1. Auflage 2017

© 2017 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: text plus form, Dresden
Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autoren und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Einleitung: Leistung und Gerechtigkeit – ein umstrittenes Versprechen des Kapitalismus näher betrachtet <i>Brigitte Aulenbacher/Maria Dammayr/Klaus Dörre/ Wolfgang Menz/Birgit Riegraf/Harald Wolf</i>	9
Teil A Leistung und der Wandel des modernen Gleichheits-, Gerechtigkeits- und Aufstiegsversprechens	
Zwischen Gleichheit und Gerechtigkeit. Stehen die Ideen von Aufklärung und Revolution im Neoliberalismus zur Disposition? <i>Cornelia Klinger</i>	28
Von der Meritokratie zur Expertokratie? Bedeutung und Wandel des Leistungsideals „sozialer Gerechtigkeit“ <i>Hans-Peter Müller</i>	46
Das (schwindende) Versprechen des sozialen Aufstiegs <i>Stephan Voswinkel</i>	64
Leistungsethos: zwischen Wollen, Müssen, Nicht-Können und Nicht-Wollen <i>Uwe Schimank</i>	80
Teil B Leistung statt Gerechtigkeit? Widersprüche und Wandel in Kapitalismus und Wohlfahrtsstaat	
Leistungs- und Bedarfsgerechtigkeit im Sozialstaat. Umverteilungsnormen im Wandel <i>Sigrid Leitner</i>	100

Die Legitimation von Aktivierung und *social investment*
und die Pathologisierung jugendlicher Subjektivität.
Ausbildungspolitik und Beschäftigungsförderung
für ‚benachteiligte‘ Jugendliche in der Krise
Roland Atzmüller/Alban Knecht 118

Schulische Governance im Wandel.
Muster der Rechtfertigung und Kritik
Doris Graß/Herbert Altrichter 136

Gesellschaftliche Widersprüche, institutionelle Logiken,
alltägliche Anforderungen. Leistung und Gerechtigkeit
in der Sorgearbeit illustriert an der Altenpflege
Brigitte Aulenbacher/Maria Dammayr/Birgit Riegraf 155

Teil C
Leistungsgerechtigkeit?
Leistungsorientierungen zwischen
Gerechtigkeitsversprechen und Ungerechtigkeits Erfahrung

Ausbeutung und Leistungsgerechtigkeit –
eine Forschungsheuristik
Klaus Dörre 174

Das befremdliche Überleben der Leistungsgerechtigkeit.
Zur Beharrlichkeit eines vielfach totgesagten
normativen Prinzips
Wolfgang Menz 191

Der subjektive gesellschaftliche Sinnbezug
auf die eigene (Lohn-)Arbeit. Grundlage von Ansprüchen
auf Gestaltung von Arbeit und Gesellschaft
Stefanie Hürtgen 210

Leistungsgerechtigkeit im Vergleich.
Formen und Folgen sozialkomparativer Leistungsorientierungen
Harald Wolf 228

Teil D
Grenzen des Leistungsprinzips:
Welche Leistung, wessen Leistung, wie viel Leistung?

Partizipative Arbeits- und Geschlechterpolitik.
Chimäre oder Alternative zum neoliberalen Entwicklungspfad?
Hildegard Maria Nickel 248

Organisationen unter Druck?
Zum ‚Chancengleichheitsversprechen‘ des Leistungsprinzips
Helga Eberherr/Regine Bendl 265

Die Arbeit von Sekretärinnen.
Leistungszuschreibung und Anerkennung
von Assistenzarbeit im öffentlichen Dienst
Jule Westerheide/Frank Kleemann 282

Grenzen der Leistungsgerechtigkeit in Personalbeurteilungen.
Eine (erweiterte) konventionentheoretische Betrachtung
Julia Brandl/Arjan Kozica 301

Teil E
Leistungsverantwortung: Verlagerte Zuständigkeiten,
kontrollierte Autonomie, neue Ungleichheiten

Autonomisierte Verantwortlichkeit.
Zum dynamisierten Verhältnis von Leistung,
Kontrolle und individueller Verantwortung
Ingo Matuschek 320

Neue Formen sozialer Ungleichheit durch Outsourcing
an Kundinnen und Kunden
Kerstin Rieder 338

Crowdsourcing: Intermediäre und die Rationalisierung
von Wirtschaft und Gesellschaft
Robert M. Bauer/Thomas Gegenhuber 355

AutorInnenverzeichnis 373

Von der Meritokratie zur Expertokratie?

Bedeutung und Wandel des Leistungsideals „sozialer Gerechtigkeit“

Hans-Peter Müller

1. Eine Transformation des gesellschaftlichen Kontextes?

Diskurse über Leistung, Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit sind stets eingebettet in einen sozialen Kontext, den wir kurzerhand als ‚moderne Gesellschaft‘ bezeichnen. Die Soziologie rekurriert dabei auf den Typus der westlichen Gesellschaft, der in der Ökonomie durch Kapitalismus und soziale Marktwirtschaft, in der Politik durch Demokratie und Sozialstaat und in der Kultur durch Individualismus und Menschen- bzw. Bürgerrechte charakterisiert wird. Diese Modellkonstellation ist alt – der moderne Kapitalismus besteht schließlich seit über 250 Jahren – und hat in letzter Zeit Risse bekommen, die gern mit dem Präfix „post“ ummäntelt werden. Die „Postmoderne“ scheint sich durch den Postkapitalismus (Drucker 1993; Mason 2016), die Postdemokratie (Crouch 2008; Colliot-Thélène 2011) und den Postindividualismus (Grundmann 2011) auszuzeichnen. Entscheidend für die theoretische Diskussion ist freilich, dass die Diskurse über Leistung, Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit nach wie vor auf die Konstellation der modernen Gesellschaft zugeschnitten sind.

Was passiert indes, wenn neben den internen Modellschwächen kräftige äußere Faktoren auftreten, die den sozialen Wandel der gesamten Konfiguration einzuleiten scheinen? In meinen Augen sind es vier gewaltige soziale Kräfte, die die alte Modellkonstellation der Moderne erschüttern.

1. *Globalisierung*: Seit den 1980er Jahren wird unsere Welt immer weiter globalisiert. Zu der neoliberalen Revolution, welche die Rede von der Weltwirtschaft und dem Weltmarkt vom Status einer regulativen Idee in ein ‚factum brutum‘ verwandelt, tritt die neopolitische Revolution von 1989, welche das bis dato vertraute Drei-Welten-Modell – der Westen, der Osten und die Dritte Welt – hinwegfegt. Seither gibt es nur noch die *eine* Welt, sodass Niklas Luhmanns (1997) Rede von der „Weltgesellschaft“ soziale Wirklichkeit zu werden scheint.

2. *Europäisierung*: Eine Folge von 1989 ist der Tatbestand, dass nicht nur das geteilte Deutschland wiedervereint wird, sondern sich West- und Osteuropa zur Europäischen Union mit dem größten Wirtschafts-, Politik- und Sozialraum der Welt zusammenschließen. „An ever closer union“ wird das Ziel der „europäischen Gesellschaft“ (Eigmüller/Mau 2010; Hettlage/Müller 2006).
3. *Informatisierung*: Die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien bewirken eine ungeahnte „Zeit-Raum-Kompression“. Marshall McLuhans (1962) Vision wird wahr: Die Welt ist ein Dorf. Die kommunikative Vernetzung hat zur Folge, dass kritische Ereignisse in Echtzeit um die Welt laufen. Das führt zeitlich zur Beschleunigung, sachlich zur Verdichtung und Informationsüberflutung sowie sozial zur global interdependenten Vernetzung, was heute unter dem Stichwort der „Digitalisierung“ diskutiert wird.
4. *Individualisierung*: Auch der Individualismus ist recht alt. Aber was einst ein Programm für die Eliten war, sich ein „individuelles Gesetz“ (Simmel 1918/1987) für die distinguierte Persönlichkeit und für die autonome Lebensführung zu geben, wird nun ein Programm für jedermann und jedefrau (Luhmann 1989). Von Immanuel Kants (1785/1983) „kategorischem Imperativ“ als Basis moralischer Autonomie zu Tom Peters' (2008) Rat für den Erfolg auf dem Arbeitsmarkt „Sei besonders – oder Du wirst ausgesondert!“ ist zwar ein historisch langer Weg, aber ein kurzer Schritt, wenn es um die breitenwirksame Verallgemeinerung eines Ideals geht.

Was heißt es nun, in einem Zeitalter der Transformation des gesellschaftlichen Kontextes zu leben? Wie wirken sich diese Kräfte auf den Diskurs über Leistung, Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit aus? Jede Diskussion über Begriffe, Vergleiche und Werte findet stets in einem gesellschaftlichen Referenzrahmen statt. Fragen von Freiheit und Gleichheit, Leistung und Erfolg, Chancengleichheit und sozialer Gerechtigkeit etwa werden typischerweise im staatsbürgerlichen Rahmen eines Nationalstaates gestellt, weil nur hier aus Freiheits- und Menschenrechten Bürgerrechte (*citizenship*, Mackert/Müller 2007) werden. Das Lohn- und Gehaltssystem (Stichwort: Tarifvertragswesen) ist gesellschaftlich codiert; das Sozialleistungssystem ist abhängig vom Steuerstaat als Sozialstaat; auch das Rentensystem ist letztlich vorzugsweise staatlich geregelt, auch wenn es Betriebsrenten und Privatrenten gibt. Selbst wenn also die Orientierungs-, Kommunikations- und Erlebnisweisen europäisch oder global werden sollten, bleibt der Zugang zu Lebenschancen und Ressourcen lokal, regional und nationalgesellschaftlich gebunden. Für Lebenschancen, Lebensqualität und die Lebensführung der Leute (Vobruba 2009) ist also der in der Soziologie vielfach perhorreszierte

Nationalstaat (Beck/Giddens/Lash 1996) als ‚Container‘-Auslaufmodell absolut maßgeblich, auch wenn einige Diskurse über Multikulturalismus, Diversität und Migration an dem Vorurteil der ‚Veraltetheit‘ hartnäckig festhalten. Ähnliches gilt für den Europadiskurs. Auch wenn ein „kosmopolitisches Europa“ (Beck/Grande 2007) notwendig und wünschenswert sein sollte, erinnert die gegenwärtige Verfassung der Europäischen Union an die überragende Bedeutung der Nationalstaaten als Basis für Europa.

Welche Folgen zeitigt der Hiatus zwischen globaler Orientierungs-, Kommunikations- und Erlebnisweise einerseits und dem lokalen, regionalen oder gesellschaftlichen Zugang zu Lebenschancen andererseits für den Zusammenhang zwischen Leistung, Chancengleichheit und sozialer Gerechtigkeit? Meine These zum Bedeutungswandel lautet: Das Modell der Meritokratie wird abgelöst durch das Modell der Expertokratie. Mit Expertokratie ist nicht einfach nur die Herrschaft der ExpertInnen gemeint, obgleich diese Vorstellung für die professionellen Sektoren des Arbeitsmarktes sicherlich zutreffen mag. Tatsächlich würde das auf eine Wiederaufnahme der Technokratiediskussion aus den späten 1960er Jahren (Koch/Senghaas 1971) hinauslaufen, und in der Tat könnte die Redeweise von der Expertokratie von den Einsichten der alten Technokratiediskussion profitieren. Zu der Kompetenz professionellen Wissens als notwendiger Bedingung treten noch zwei Performanzfaktoren: die Efficakratie und die Victoriakratie. Mit *Efficakratie* wird nicht nur auf eine effiziente Leistung verwiesen, sondern auch auf eine anerkannte Leistung als Erfolg (Neckel 2001). Mit *Victoriakratie* wird der Zielhorizont umschrieben, denn in letzter Instanz geht es vor allem und zuweilen ausschließlich um das Gewinnen. Diese individualistische Haltung des „winner“-Typs wird sozialstrukturell und institutionell durch sogenannte „Winner-take-all“-Märkte (Frank/Cook 1996; Hacker/Pierson 2011) gestützt. Beispiele sind etwa die Politik und ihre Wahlen – es kann nur eine Bundeskanzlerin geben.

Leistung, Erfolg, Gewinn oder Expertokratie, Efficakratie, Victoriakratie umschreiben in Ansätzen eine neue Modellkonstellation, wie Leistungen als anerkannter Erfolg legitimiert und mit dem Prominenz-Prestige des ‚Gewinners‘ oder ‚Superstars‘ vermarktet werden. Ganz neue, bislang unterschätzte oder vollends verkannte Faktoren spielen in diesem Prozess plötzlich eine Rolle. Hier seien die vier wichtigsten Faktoren kurz skizziert:

1. *Aufmerksamkeit*, denn eine Leistung oder ein Erfolg, den niemand verbucht, wird nicht bemerkt. Das dürfte das Schicksal der heroischen LeistungsträgerInnen des Alltags umschreiben. Kein Wunder, dass neuerdings auf eine „Theorie der Aufmerksamkeit“ (Schroer 2014) in der Soziologie als Desiderat mit Nachdruck aufmerksam gemacht wird.

2. *Sichtbarkeit* oder neudeutsch: *Visibilität* wird im Leistungs- und Erfolgskatalog selbst Nachwuchswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen anempfohlen und in Gestalt von sogenannten „Impaktfaktoren“ auch vermeintlich objektiv gemessen.
3. *Attraktivität*: Körperliche Schönheit (Eco 2004; Guggenberger 1995; Menninghaus 2003) war immer wichtig und stets ein knappes Gut. Aber mit den ‚kommunikativen outlets‘ der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien gewinnt die Selbstdarstellung körperlicher Attraktion im Internet eine ganz neue Dimension. Das trifft nicht nur auf die Liebe im Internet zu mit ihren Partnerbörsen von „Parship“ bis hin zu „Tinder“. Auch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (Hamer-mesh 2011) in Gestalt der „pulchronomics“ wissen hinsichtlich Gehaltsverhandlungen und Beförderungen zu berichten: „Beauty pays.“
4. *Markt-Gängigkeit* oder neudeutsch: *market suitability* oder neodarwinistisch: *market fit*. Unter den Stichworten von Ökonomisierung oder Vermarktlichung (Peetz 2014) werden Trends und Tendenzen der Kolonialisierung aller gesellschaftlichen Lebensbereiche durch Imperative des Marktes diskutiert. Was das für den Einzelnen bedeutet, hat die Arbeits- und Industriosozologie unter Stichworten wie „Das unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007) oder „Der Arbeitskraftunternehmer“ (Voß/Pongratz 1998) zu fassen versucht.

Attentionale, visible, attraktivitäts- und ‚market-fit‘-fördernde Rahmenbedingungen formen nicht nur die Persönlichkeit des Menschen, seinen Habitus und seine Lebensführung (Allewelt/Röcke/Steinbicker 2016), sondern restrukturieren ineins damit auch den Diskurs über Leistung, Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit mit.

Die einleitenden Vorbemerkungen eröffnen ein weit gestecktes Forschungsprogramm. Um wenigstens die Richtung anzudeuten, in die die zukünftigen Entwicklungen in diesem Feld meines Erachtens gehen könnten, möchte ich in vier Schritten argumentieren. Im ersten Schritt soll an das klassische Modell der modernen Leistungsgesellschaft nebst ihren Begriffen von Leistung, Chancengleichheit und sozialer Gerechtigkeit erinnert werden. Im zweiten Schritt wird daraufhin das klassische Modell der Meritokratie in seinen Grundzügen entwickelt und im dritten Schritt mit seiner empirischen Realität konfrontiert. Im letzten Schritt sollen exemplarisch und illustrativ die wichtigsten Änderungen in ihren Grundzügen und Folgen erläutert werden.

2. Das klassische Leistungsideal sozialer Gerechtigkeit: Chancengleichheit und Ungleichheit

Nach ihrem Selbstverständnis sind moderne Gesellschaften Arbeits-, Leistungs- und Disziplinargesellschaften (Symposion 1974). Jeder Einzelne soll seines Glückes Schmied sein und sollte im Prinzip jede gesellschaftliche Stellung bekleiden können – Begabung, Fleiß und Leistung vorausgesetzt. Ein, wenn nicht *der* zentrale Mechanismus, um diese miraculöse Mobilität möglich zu machen, ist Chancengleichheit. Die *Chancengleichheit* soll den Zugang zur Welt der Bildung und des Berufs öffnen, im Wettbewerbs- und Konkurrenzprozess auf dem Arbeitsmarkt faire Spielregeln und Verhältnisse garantieren und dafür sorgen, dass die Besten die höchsten Positionen in einer Gesellschaft bekleiden. Nach den klassentheoretischen Ansätzen von Karl Marx und Max Weber ist es der dritte Ansatz der klassischen Tradition sozialer Ungleichheitstheorie, der den Zusammenhang von Leistung, Chancengleichheit und sozialer Gerechtigkeit zum Ausdruck gebracht hat: die funktionalistische Schichtungstheorie (Davis/Moore 1973; Parsons 1977/2007). Sie formuliert die Theorie der industriellen und postindustriellen Leistungsgesellschaft (McClelland 1961; Bell 1973). Die funktionalistische Schichtungstheorie (Müller 2002) fragt nicht danach, wie soziale Ungleichheit entstanden ist (Genese), sondern nur, warum es soziale Ungleichheit (Geltung) gibt. Ihr geht es um eine Erklärung, warum es in allen fortgeschrittenen Gesellschaften soziale Ungleichheit geben muss. Dieser Problemfokus bedingt zwei Fragen:

1. Warum erheischen soziale Positionen unterschiedliche Belohnungen und einen differenziellen Prestigewert? (Ungleichheitsfrage)
2. Wie kommen Personen in die Positionen? (Allokationsfrage)

Diese beiden Fragen beantworten Kingsley Davis und Wilbert E. Moore (1973) mit einigen Grundüberlegungen. Jede Gesellschaft muss die Personen in ihre Sozialstruktur einordnen und sie dazu bewegen, die mit den Positionen verbundenen Pflichten zu erfüllen. Das sollte *idealiter* so geschehen, dass die begabtesten und fähigsten Mitglieder dazu bewegt werden, die lebenswichtigen Funktionen zu übernehmen, wozu Anreize für ein System der abgestuften Belohnung geschaffen werden. Soziale Schichtung in der Leistungsgesellschaft, so die Kernaussage der funktionalistischen Schichtungstheorie, ist das Ergebnis eines differenziellen Belohnungsprozesses. Die dahinterstehende Idee oder dieses Ideal oder auch diese Ideologie nennt man in der Soziologie ‚Meritokratie‘. „Wer viel leistet, soll auch viel verdienen!“ heißt die Volksweisheit dazu.

Das ist die eine Seite der Medaille. Ihre Kehrseite ist das hohe und konstante Ausmaß struktureller Ungleichheit in der Gesellschaft. Die Abstände zwischen ‚oben‘ und ‚unten‘ sind beachtlich und haben mit der Entfesselung eines globalen, neoliberalen Kapitalismus seit den 1980er Jahren weiter zugenommen. Reichtum und Armut sind angewachsen und Prekarität reicht heute bis in die Mittelschicht (Faik 2015; Fratzscher 2016; Rehbein et al. 2015; Wehler 2013) hinein. Die Löhne in Deutschland wachsen mit am langsamsten in der Europäischen Union, gleichzeitig hat der Umbau des Sozialstaates viele wohlstandsgarantierende Sicherheiten abgebaut (siehe Rentenreform, Gesundheitsreform usw.).¹

Wir wollen daher nochmals grundsätzlicher ansetzen und folgende Fragen zu beantworten suchen: 1. Was genau heißt Chancengleichheit und wie ist sie möglich? 2. Was meint soziale Ungleichheit und wie ist das Verhältnis von Chancengleichheit zu sozialer Ungleichheit und zu sozialer Gerechtigkeit (Müller/Wegener 1995)? 3. Was bedeutet Meritokratie und wie ist sie möglich – als gelebtes Ideal und als angestrebte Realität? Erst dann können wir in der Schlussbetrachtung auf die These vom Gestaltwandel der Meritokratie zur Expertokratie zurückkommen.

Genau besehen, sind moderne Gesellschaften durch zwei widersprüchliche Merkmale gekennzeichnet. Das *Ideal* lautet: Gleichheit. „Alle Menschen sind von Natur aus gleich“ – dieser Grundsatz schlägt sich in unseren Menschen- und Bürgerrechten nieder. Insofern garantiert unsere Verfassung allen BürgerInnen ein System gleicher Grundfreiheiten. Die *Realität* sieht anders aus: soziale Ungleichheit(en) in verschiedenem Ausmaß und in verschiedener Konfiguration. Soziale Ungleichheit meint dabei die systematische Ungleichverteilung von Ressourcen und des Zugangs (Müller/Schmid 2003; Solga/Powell/Berger 2009) dazu. Der Zugang zu diesen Ressourcen ist entweder offen oder geschlossen, und der Grad der Offenheit oder Geschlossenheit entscheidet über die Mobilitätschancen in einer Gesellschaft. Im Gegensatz zu Stände- und Klassengesellschaften gelten liberale Gesellschaften auf der Basis von Markt und Sozialstaat als eher offen. Auf- und Abstiegsdynamiken sind hier ausgeprägt und gelten als sozial erwünscht.

Chancengleichheit „verlangt, dass die Mitglieder einer Gesellschaft gleiche Möglichkeiten haben, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Ambitionen in begehrte soziale Positionen [...] zu gelangen“ (Koller 2008). Was in der Diskussion um Chancengleichheit umstritten bleibt, ist die Frage, ob und inwieweit die Ausgangsbedingungen für nachrückende Generationen angeglichen werden müssen (z. B. Stipendien, Sprachunterricht für AusländerInnen, Quoten etc., Roemer 1998). *Formale* Chancengleichheit fordert,

¹ Siehe dazu auch den Beitrag von Sigrid Leitner in diesem Band.

„dass jeder wenigstens die gleichen gesetzlichen Rechte auf vorteilhafte Positionen hat“. Faire oder *materiale* Chancengleichheit geht noch einen Schritt weiter und verlangt, „dass Positionen nicht nur in einem formalen Sinne offen sein sollen, sondern dass jeder auch eine faire Chance haben soll, sie zu erlangen. [...] Die Aussichten von Menschen mit gleichen Fähigkeiten und Motiven dürfen nicht von ihrer sozialen Schicht abhängen.“ (Rawls 1979, S. 92f.) So weit das Ideal in der Fassung von John Rawls. Aber wie kann das sichergestellt werden? Klar ist nur, dass die Realisierung von Chancengleichheit eher in offenen als in geschlossenen Gesellschaften möglich ist.

Wie lässt sich indes die Kultur der Gleichheit mit der Sozialstruktur der Ungleichheit vermitteln? Die schweigende Mehrheit scheint ein Wertsyndrom zu vertreten, das als primitiver oder einfacher Egalitarismus (vgl. Walzer 1983) bezeichnet werden könnte. Sein Motto lautet: „Gleichheit ist gut, weil gerecht! Ungleichheit ist schlecht, weil ungerecht!“ So in etwa lautet der stillschweigende Grundkonsens in der westlichen Welt. Man könnte gleich hinzufügen: und das ist als Grundintention auch nicht völlig verkehrt. Was wären unsere Gesellschaften ohne die Menschen- und Bürgerrechte, die Demokratie und die Idee des freien und gleichen Staatsbürgers? Das ‚Lob der Gleichheit‘ entspricht unserem Werteprogramm und unserem Verständnis von Institutionen. Wie sollte man sich überhaupt den Individualismus und die Ideale von autonomer Lebensführung vorstellen, wenn nicht auf der Basis von Gleichheit und Freiheit (Honneth 2011)? All das scheint völlig unkontrovers zu sein.

Was aber ist dann mit der Existenz von sozialer Ungleichheit und der Tatsache, dass Menschen von Natur aus ziemlich unterschiedlich sind? Darüber hinaus gibt es noch den interessanten Alltag: Im Prinzip sind wir für Gleichheit und Gleichbehandlung, aber wenn es um uns selbst geht, ziehen wir wie selbstverständlich die Ungleichheit und die Ungleich-, weil ‚Besserbehandlung‘ vor.

Der Wert der Gleichheit wird durch die Realität der Ungleichheit (Hondrich 1984) also stets auf eine harte Probe gestellt. In egalitären Gesellschaften geraten alle Formen der Ungleichheit im Prinzip chronisch unter Legitimitätsdruck (Mau/Schöneck 2015). Aber auch ein hartnäckiger Egalitarist wird kaum leugnen können, dass gerade in modernen Gesellschaften viele Quellen sozialer Unterschiede existieren. Arbeitsteilung und funktionale Differenzierung, Spezialisierung und Professionalisierung schaffen eine komplexe Arbeits- und Berufswelt. Schon Marx (Marx/Engels 1846/1958) hatte die Unterschiede zwischen körperlicher und geistiger Arbeit notiert. Aber in Informations- und Wissensgesellschaften trennen eine/n ungelernete/n ArbeiterIn und eine/n WissensexpertIn regelrechte Welten (Steinbicker 2001) – nicht nur des Einkommens, sondern auch der Bildung, des Leis-

tungsvermögens und der Lebensführung. Allein die Tatsache, dass moderne Gesellschaften auf dem Leistungs- und Verdienstprinzip aufbauen und als rationale, effizienzgesteuerte Arbeits-, Berufs- und Disziplinargesellschaften ausgestaltet werden, schafft die sozialen Unterschiede, welche die Soziologie typischerweise als Dimensionen sozialer Ungleichheit untersucht: arm/reich, unwissend/wissend, leistungsschwach/leistungsstark. Einkommen und Vermögen, Qualifikation und Bildung, Macht- und Verhandlungsstärke, Sozialprestige und soziale Anerkennung sind von daher inegalitär verteilt. Hinzu kommt die Tatsache, dass die Menschen mit sehr ungleichen Startvoraussetzungen auf die Welt kommen, je nachdem, in welches Elternhaus sie geboren und was sie einmal erben (Beckert 2004, 2013) werden. Aus Leistungs- und Erbschaftsunterschieden ist das strukturell feste Bollwerk der sozialen Ungleichheit geschmiedet.

Die Formel der primitiven Egalitaristen ist angesichts der überwältigenden Realität sozialer Ungleichheit in modernen Gesellschaften etwas zu schlicht. Aus soziologischer Sicht kommt es stets auf die Konfiguration von Gleichheit und Ungleichheit an, nicht auf die endgültige Eliminierung sozialer Unterschiede. Eine solche Politik der Nivellierung und völligen Gleichmacherei dürfte sich bei der Realisierung als gefährliche Illusion entpuppen. Denn Geld, Macht, Bildung und Prestige – die wichtigsten Quellen sozialer Ungleichheit – sprudeln in der Regel auch trotz Streben nach Gleichheit munter weiter.

Aber wie kombiniert man vernünftig Rechte auf Gleichheit mit der Realität von Ungleichheiten? Wie sieht eine nachhaltige Konfiguration von Gleichheit und Ungleichheit aus, die als gerecht gelten darf? Die Standardantwort lautet: durch Chancengleichheit und Meritokratie. Dieses Lösungsangebot scheint auf breite Zustimmung in Bevölkerung und Politik zu treffen. Doch dieser große stillschweigende Konsens unterschlägt folgenreich die Hindernisse, die sich der Chancengleichheit regelmäßig in den Weg stellen, und er unterstellt ebenso folgenreich, dass die Meritokratie die gute, weil gerechte Gesellschaft (Müller/Reitz 2015) wäre.

3. Der Aufstieg der Meritokratie

Wir leben in einer Meritokratie – nicht nur als zu erstrebendes Ideal, sondern als realisierte Wirklichkeit. Was ist eine Meritokratie? Wie funktioniert sie? Welche Folgen und Nebenfolgen bringt sie mit sich? Das sind die Fragen, die sich Michael Young in seiner Studie *The Rise of the Meritocracy: 1870–2033* schon im Jahre 1958 vorgenommen hatte. Die Herrschaft des Verdienstes ist als Realsatire gemeint, kommt aber im Gewand eines kongenialen Gedankenexperiments daher.

Angenommen, die Ideale von Chancengleichheit, Leistungsprinzip und Verdienst wären realisiert – sieht so die ideale Balance zwischen Gleichheit und Ungleichheit als Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit aus? Young extrapoliert die Trends und Tendenzen in Großbritannien am Ende der 1950er Jahre in das Jahr 2033 und konfrontiert uns mit einem ambivalenten Bild des Ideals moderner Leistungsgesellschaften. Es herrscht die Zauberformel: $I + E = M$ („Intelligence and effort together make up merit“), die soziale Ausleseprozesse anleitet und eine mustergültige Meritokratie hervorbringt. Das Ziel wird erreicht – ist das auch das Ende der Geschichte? Um diese Frage zu beantworten, geht Young in seiner Studie dem Aufstieg der Elite nach, diskutiert die Konsequenzen für die niedrigen Klassen und versucht, die Gleichheits-Ungleichheits-Dynamik aufzuzeigen, die in einer solchen Gesellschaft wirksam ist.

Das wichtigste Mittel für die Karriere eines Menschen wird der Intelligenztest – die Resultate bestimmen den weiteren Lebensweg, soziale Herkunft und Geld spielen keine Rolle. In der Folge ist alle Begabung und alles Talent in den oberen Klassen konzentriert, die unteren Klassen bestehen aus Trotteln und Verlierern. Mit dem Ideal der Chancengleichheit stimmt die Arbeiterpartei ihre Anhänger auf diese neue Lebensweise ein und ein kompensatorisches Programm für die unteren Klassen, darunter ein „Mythos der Muskeln“ und eine Erziehung zur Freizeit, erstickt Widerstand und Missgunst im Keim.

Doch die Rationalisierung und Automation der Arbeit führt zu zunehmender Arbeitslosigkeit, sodass personenbezogene Dienstleistungen für die oberen Klassen an Bedeutung gewinnen und im Jahre 2005 schließlich alle Gehälter nivelliert werden, wenn auch die Arbeitszeiten ungleich bleiben. Doch auch der dadurch herbeigeführte Zustand der Zufriedenheit erweist sich als temporär, als die Frauen beginnen, im Namen der Geschlechtergleichheit gegen diese Gesellschaft zu rebellieren, und statt einfacher Chancengleichheit zu Aufstieg und Berufserfolg die gleiche Möglichkeit fordern, Fähigkeiten und Talente wie auch immer zu verwirklichen. „Cultivate variety“ heißt die neue Ideologie.

Youngs soziologische Satire ist nicht nur eine brillante Reflexion und Kritik meritokratischer Leistungs Ideale, sondern eruiert auch luzide typische Strukturprobleme, indem er konsequent dem Zusammenhang zwischen sozialstrukturellen Entwicklungen, ideologischen Ideensystemen und sozialen Bewegungen nachgeht. Es ist mehr als Zufall, dass dabei ein beklemmend aktuelles Bild unserer gegenwärtigen Probleme herauspringt. Nehmen wir nur die Gleichheits-Ungleichheits-Dynamik: Das Recht auf Gleichheit wird kulturell mit einer für alle akzeptablen Ideologie ermöglicht – der Meritokratie. Wie Young richtig sieht, ist das in letzter Instanz die biologische Lotterie der Intelligenzverteilung. Um diesem ‚Natur-Schicksal‘ – der

Ungleichverteilung natürlicher Intelligenz – zu entgehen, wird das periodische Training der Intelligenztests erlaubt. Doch trotz Bildungsanstrengungen bleibt ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung in dieser Gesellschaft auf der Strecke. Personennahe Dienstleistungen werden dann als probates Mittel gesehen, Personen mit schwachem Bildungshintergrund eine Jobchance zu verschaffen. ‚Dienen‘, um zu ‚verdienen‘, wird bei Young mit dem ‚Home Help Corps‘ und heute von Arbeitsmarktforschern anempfohlen. Jede Arbeit und sinnvolle Beschäftigung, so heißt es, sind besser als keine Arbeit (Kocka/Offe 2000). Die Chancengleichheit, die als probates Mittel der Meritokratie gilt, reicht am Ende auch nicht zur Pazifizierung gesellschaftlicher Verhältnisse. Es sind die Frauen bei Young und minoritäre Gruppen heute, die nicht ‚Varietät‘, sondern ‚Diversität‘ einfordern.

In einem Punkt jedoch irrte Young gewaltig: So masochistisch sind gerade Leistungseliten, die sich etwas auf ihren Verdienst einbilden, nun auch wieder nicht, dass sie einer Nivellierung der Einkommen zustimmen würden. Eben deshalb sind die Managergehälter und die Gehälter anderer Spitzengruppen seit den späten 1980er Jahren explodiert. Zudem besteht ein Großteil des geschaffenen Reichtums im börsennotierten Wertzuwachs der Unternehmen, und man weiß, wie extrem ungleich Aktienbesitz verteilt ist. Spitzeneinkommen und Vermögen haben starke Zuwächse in den letzten dreißig Jahren erfahren, die restlichen Einkommen sind wieder auf einem Niveau wie in den 1960er Jahren (Piketty 2014) gelandet.

Die Meritokratie stimmt in gewissem Sinne ein schwaches ‚Lob für die Ungleichheit‘ an. Denn wer Chancengleichheit fordert, sagt soziale Ungleichheit. Chancengleichheit ist – soziologisch gewendet – eine Inputgleichheit, die im Thru- und Output Ungleichheit legitimieren soll. Im Idealfall starten wir im Leistungs- und Wettbewerbsprozess mit Gleichheit im Sinne von Chancengleichheit, dann setzt die Konkurrenz im Thruput ein, um das Ergebnis dieses Prozesses zu rechtfertigen. Am Ende, so die Logik des Modells, erhalten wir legitimierte Ungleichheit: „Wer viel leistet, soll auch hoch belohnt werden.“ Diesen Satz würden in einer Umfrage wohl viele, vor allem soziologisch ungeschulte Menschen bedenkenlos unterschreiben. Die Meritokratie ist ein alles andere als perfektes Ideal, aber wohl unverzichtbar, um eine Balance zwischen dem Recht auf Gleichheit und der Erfahrung mit sozialer Ungleichheit herzustellen. Im Idealfall öffnet sie das Einfallstor für Politiken der Angleichung wie Umverteilung oder Anerkennung in Gestalt von Diversität. Sie markiert dadurch notwendige Ungleichheiten, die als Leistungsanreize, Belohnungen und Anerkennung erforderlich sind, und gestattet es, ausufernde und somit überflüssige Ungleichheiten zu bekämpfen. Der Egalitätsanspruch mag groß sein, die Egalisierungserfolge jedoch werden bescheiden ausfallen. Das ist nicht viel, aber besser als gar nichts.

4. Die empirische Realität von Meritokratie und ihre empirisch vorfindbare Idealität

John Goldthorpe (2003) hat versucht, den Grad der Verwirklichung von Meritokratie zu messen. Seine Grundidee besagt, dass man einen meritokratischen Bildungsprozess in Gestalt von drei Variablen in einer Art Dreieck modellieren kann (Goldthorpe 2003, S. 234):

1. Die Beziehung zwischen sozialer Herkunft und Bildungsabschluss sollte über die Zeit schwächer werden, wenn eine Gesellschaft Ernst macht und ihre Begabungsreserven voll ausschöpft.
2. Die Beziehung zwischen dem Bildungsabschluss und der erreichten Statusposition müsste stärker werden, wenn Allokation auf der Basis von Bildungsabschlüssen erfolgt.
3. Als Folge sollte daher auch die Beziehung zwischen sozialer Herkunft und (durch Bildung) erreichter Statusposition über die Zeit schwächer werden.

Die Resultate, zu denen Goldthorpe nach der Prüfung seines Datenmaterials kommt, stimmen eher skeptisch. Tatsächlich überrascht die Persistenz des Effektes sozialer Herkunft auf die Höhe des erreichten Bildungsabschlusses. Selbst in egalitären Ländern wie Schweden wählen Kinder aus privilegierten sozialen Kreisen zweimal so häufig wie Arbeiterkinder eine höhere Bildungskarriere. Die primären und sekundären Herkunftseinflüsse, wie sie Raymond Boudon (1974) bestimmt hatte, behalten also nach wie vor ihre Wirksamkeit. Aber auch die enge Bindung zwischen der Höhe des Bildungsabschlusses und der Höhe der Statusposition kann Goldthorpe nicht bestätigen. Vielmehr zeigt sich, „that ‚the higher‘ – the more advantaged – the class of origin, the weaker is the association between education and class destination“ (Goldthorpe 2003, S. 238).

Goldthorpe hält deshalb die Rede vom meritokratischen Bildungsprozess für einen *Mythos*. Nur – der Mythos lebt. Das wird deutlich, wenn man sich die Werte und Einstellungen zu sozialer Ungleichheit bei der Bevölkerung anschaut. Was objektiv ‚noch nicht‘ ist, scheint im Bewusstsein als imaginiertes Faktum längst schon angekommen zu sein. Bereits in seiner Studie zu „Ungleichheit und Mobilität im sozialen Bewusstsein“ aus dem Jahre 1975 konnte Karl-Ulrich Mayer (1975, S. 108) zeigen, dass nahezu 90 Prozent der Befragten „persönliche Leistung“ als Ursache für Berufserfolg sehen, gefolgt von „Ausbildung“ (77 Prozent) und „Intelligenz“ (70 Prozent). Zeitgenössische Studien vermitteln zwar eine kritischere Einstellung der Bevölkerung, aber in der Tendenz erbringen sie die gleichen Ergebnisse. So konnte Andreas Hadjar (2008, S. 212) in seiner Längsschnittanalyse von ALLBUS-Daten nachweisen, dass die meritokratischen Prinzipien von „Bil-

dung“ und „Ausbildung“ in der Einschätzung der westdeutschen Bevölkerung über alle Kohorten hinweg als hauptsächliche Ursachen für den erfolgreichen Statuserwerb gelten, während die soziale Herkunft nur eine geringere Rolle spielt. Von einer Erosion der Meritokratie als Erklärungs-, Rechtfertigungs- und Legitimierungsformel sozialer Ungleichheit kann also nicht gesprochen werden.

Patrick Sachweh (2011) hat auf der Grundlage qualitativer Interviews mit Personen aus privilegierten und benachteiligten sozialen Lagen ein Deutungsmuster der „Unvermeidbarkeit sozialer Ungleichheit“ rekonstruiert, das Ungleichheit nicht als ein Produkt menschlichen Handelns, sondern als unausweichliche Notwendigkeit sozialer Ordnung betrachtet. Zwar identifiziert er daneben auch ein Deutungsmuster der „Herkunftsbedingtheit sozialer Ungleichheit“, das die soziale Fabrikation von Ungleichheit unterstreicht. Aber durch die Koexistenz beider Muster im Alltagsbewusstsein der befragten Personen wird die sozialkritische Sprengkraft der erkannten Herkunftsabhängigkeit von Erfolg unterminiert.

5. Schlussbemerkung: Von der Meritokratie zur Expertokratie?

Unsere kleine Reise in die Begriffswelt von Gleichheit/Ungleichheit sowie Chancengleichheit und Meritokratie dürfte drei Erkenntnisse zutage gefördert haben:

1. In einem strengen und materiellen Sinne gibt es keine Chancengleichheit. Wenn überhaupt, so kann man versuchen, formale Chancengleichheit zu eröffnen, indem man allen, die wollen, Tür und Tor zur Bildungswelt weit aufstößt. Aber selbst dann sind in dem ewigen Spiel von Bildung und Aufstieg die Karten extrem ungleich verteilt. Soziale Herkunft und Familie entscheiden maßgeblich in diesem Wettbewerbs- und Konkurrenzkampf. Familie schlägt allemal die Schule, und LehrerInnen wie SozialpädagogInnen können die Erziehungs- und Bildungsdefizite des Elternhauses nicht kompensieren. Kurz: Chancengleichheit ist ein Mythos und eine Ideologie, weil sich das Ideal allen Realisierungsversuchen zum Trotz an den Bastionen strukturierter Ungleichheit vergeblich abarbeitet.
2. Wie Youngs Gedankenexperiment gezeigt hat, umschreibt die Meritokratie ein ambivalentes Ideal der Leistungsgesellschaft. Und das gilt aus zumindest drei Gründen. Erstens: Wer verdient schon, was er verdient? Wird Einkommen und Vermögen zum alleinigen Erfolgsmaßstab der gesellschaftlichen Wertschätzung, dann müssten wohl Hedgefonds-Ma-

nagerInnen die unbestreitbare Elite einer Gesellschaft repräsentieren. Aber warum sollte eine Leistungs- und Erfolgsgesellschaft ausgerechnet Menschen prämiieren, die am Misserfolg von anderen reich werden? Ist eine solche ‚Finanzelite‘ noch deckungsgleich mit den ‚aristoi‘, also den Besten, die das Beste für eine Gesellschaft wollen? Zweitens: Auch die Meritokratie kennt nicht nur Ungleichheit, sondern auch Arbeits- und Verdienstlosigkeit. Sie hat für die ‚VerliererInnen‘ nur zweitklassige Lösungen parat, die kaum die Leiden an der meritokratischen Gesellschaft lindern können. Drittens: Als Endmoräne des Ideals moderner Leistungsgesellschaften entpuppt sich die Meritokratie als Ideologie der Eliten. „Das Glück will ‚legitim‘ sein!“ wusste schon Max Weber (1920/1972, S. 242). Die Reichen und Mächtigen wollen nicht nur regieren, sondern auch anerkannt werden in ihrer superioren Stellung. Die Meritokratie fungiert somit als eine Art säkulare Ersatzreligion, die eine Soziodizee des Erfolgs (Bourdieu 2004; Müller 2014) spendet.

3. Wer Chancengleichheit fordert, plädiert für soziale Ungleichheit und verlangt, sie als legitim anzuerkennen. Es bedürfte keiner Chancengleichheit, wenn es soziale Gleichheit gäbe. Chancengleichheit ist ‚Egalität light‘. Chancengleichheit markiert insofern das schlechte Gewissen der bürgerlichen Gesellschaft.

Woher rührt dann das hartnäckige Festhalten an den Idealen von Chancengleichheit und Meritokratie? Warum gibt man nicht einfach zu, dass wir zwar alle für ein System gleicher Grundfreiheiten sind, aber die Dynamik der Gesellschaft vor allem durch das Markt-, Leistungs- und Erfolgsprinzip immer wieder soziale Ungleichheit reproduziert? Wieso finden wir uns nicht einfach mit der Tatsache dieser inegalitären Welt von Klassengesellschaften ab?

Die vermutliche Antwort liegt in zwei Prinzipien, ohne die unser Typus von Gesellschaft veritable Probleme mit sozialer Gerechtigkeit bekäme: dem *Prinzip der Legitimität* und dem *Prinzip Hoffnung*. Ohne die ideologische Krücke von Chancengleichheit und Meritokratie könnte die existierende Struktur sozialer Ungleichheit niemals gerechtfertigt und legitimiert werden. Zudem geben die wenigen Bildungsaufsteiger dem Prinzip Hoffnung Nahrung, dass man auch aus kleinen Verhältnissen heraus sich bilden und aus sich etwas machen kann. Da tut es auch nichts zur Sache, dass diese „tokens“ eine Minderheit sind, wie Martin Luther King (1964) am Beispiel des Aufstiegs der Schwarzen in die Mittelschicht gezeigt hat. Die stets kleine Elite der AufsteigerInnen und die Ideologie des „tokenism“ versöhnen mit dem Selbstbild unserer modernen Gesellschaft als „offene“ Gesellschaft (Dahrendorf 1979; Mau 2012), wo Leistung sich lohnt und Aufstieg für jedermann und jedefrau möglich zu sein scheint.

Vor diesem Hintergrund wird jetzt auch deutlich, dass der eingangs behauptete Wandel von der Meritokratie zur Expertokratie kein fundamentaler Formwandel ist, sondern nur einen ameliorisierenden Gestaltwandel beschreibt. Diese Einsicht scheint einem Paradox gleichzukommen, denn was haben Erfolg und Gewinnenwollen um jeden Preis noch mit den klassischen Tugenden von Leistung und Verdienst zu tun? Tatsächlich beschreibt ja die klassische Meritokratie das alte Leistungsideal sozialer Gerechtigkeit der industriellen Leistungsgesellschaft (Lepsius 2015). Wir leben aber heute in einer flexibilisierten und individualisierten Informationsgesellschaft, wo jeder und jede auf eigene Rechnung zu leben, zu arbeiten und zu lieben scheint. Doch auch diese scheinbar vollkommen neue Logik der Selbst-Positionierung im Gefolge der Ökonomisierung oder Vermarktlichung erfolgt in der Sprache von Leistung und Verdienst. So ungewiss der Erfolg der neuen Geschäftsidee oder der eigenwilligen Berufsschneidung auch sein mag, der eigene Tätigkeitsweg gilt als „Bewährungsprobe“ im Sinne von Boltanski/Chiapello (2003), um sich und der Umwelt zu beweisen, dass die eigene kreative und innovative Positionierung eine angestammte Position in der Gesellschaft nach sich ziehen kann. Es ist gerade dieses Geschäfts- oder Berufsrisiko, das den Einsatz hochtreibt und die Personen zu allen Tricks und Schlichen aus der Kiste der Selbstvermarktung greifen lässt. Dieser Leistungsdruck und diese „Statusarbeit unter Druck“ (Schimank/Mau/Groh-Samberg 2014) führen mitunter auf den pathologischen Pfad der Erschöpfung (Neckel/Wagner 2013), auf dem „Kreation und Depression“ (Menke/Rebentisch 2010) ganz nah zusammenrücken.

Die alte Meritokratie als Rechtfertigungs- und Legitimitätsfolie reicht da nicht, sondern es zählen die Efficakratie und die Victoriokratie, also Erfolg und Gewinnen. Und dennoch wird auch der junge, erfolgreiche IT-Unternehmer am Ende sich und der Gesellschaft seinen Aufstieg in meritokratischen Termini von Leistung und Verdienst erklären. Das löst das Paradox auf: Was zunächst von der Logik und Dynamik her als gegensätzliche Modelle erscheint, entpuppt sich in der gesellschaftlichen Praxis als durchaus vereinbar. Deshalb handelt es sich bei dem Übergang von der Meritokratie zur Expertokratie nicht um einen fundamentalen Formwandel, sondern einen ameliorisierenden Gestaltwandel. Efficakratie und Victoriokratie umschreiben die neue Gestalt einer zeitgemäßen Meritokratie – und genau das beweist schlussendlich ihre Unverwüstlichkeit als Ideal.

Das Ideal ist weitgehend Illusion, aber als „illusio“ enorm wirkmächtig. Die Ideen von Chancengleichheit und Meritokratie geben auch unseren Vorstellungen von Leistung, Demokratie und sozialer Gerechtigkeit kräftig Nahrung. Wie sagte Marcel Mauss doch einst? Es ist nun einmal so, dass „die Gesellschaft sich stets selber mit dem Falschgeld ihres Traums bezahlt“

(1968). Die Meritokratie in alter und neuer Gestalt mag ein Mythos sein, aber was wären wir ohne diesen Mythos?

Literatur

- Allewelt, Erika/Röcke, Anja/Steinbicker, Jochen (Hrsg.) (2016): *Lebensführung heute. Klasse, Bildung, Individualität*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Grande, Edgar (2007): *Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beckert, Jens (2004): *Unverdientes Vermögen. Soziologie des Erbrechts*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Beckert, Jens (2013): *Erben in der Leistungsgesellschaft*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Bell, Daniel (1973): *The Coming of Post-Industrial Society*. New York: Basic Books.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Boudon, Raymond (1974): *Education, Opportunity, and Social Inequality – Changing Prospects in Western Society*. New York: John Wiley & Sons.
- Bourdieu, Pierre (2004): *Der Staatsadel*. Konstanz: UVK.
- Castells, Manuel (2001): *Das Informationszeitalter. Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*. Bd. 1. Opladen: Leske + Budrich.
- Colliot-Thélène, Catherine (2011): *Demokratie ohne Volk*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Crouch, Colin (2008): *Postdemokratie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dahrendorf, Ralf (1979): *Lebenschancen: Anläufe zur sozialen und politischen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Davis, Kingsley/Moore, Wilbert E. (1973): Einige Prinzipien der Sozialen Schichtung. In: Hartmann, Heinz (Hrsg.): *Moderne amerikanische Soziologie*. Stuttgart: Enke. S. 396–410.
- Drucker, Peter (1993): *Die postkapitalistische Gesellschaft*. Düsseldorf: Econ.
- Eco, Umberto (Hrsg.) (2004): *Die Geschichte der Schönheit*. München: Hanser.
- Eigmüller, Monika/Mau, Steffen (Hrsg.) (2010): *Gesellschaftstheorie und Europapolitik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Faik, Jürgen (2015): *Verteilung und Umverteilung von Wohlstand*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Frank, Robert H./Cook, Philip J. (1996): *The Winner-Take-All Society. Why the Few at the Top Get So Much More Than the Rest of Us*. New York: Penguin.
- Fratzcher, Marcel (2016): *Verteilungskampf. Warum Deutschland immer ungleicher wird*. München: Hanser.
- Goldthorpe, John H. (2003): The myth of education-based meritocracy. In: *New Economy* 10, H. 4, S. 234–239.
- Grundmann, Matthias (2011): *Lebensführungspraktiken in Intentionalen Gemeinschaften*. In: Hahn, Kornelia/Koppetsch, Cornelia (Hrsg.): *Soziologie des Privaten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 275–302.
- Guggenberger, Bernd (1995): *Einfach schön. Schönheit als soziale Macht*. Berlin: Rotbuch.
- Hacker, Jacob S./Pierson, Paul (2011): *Winner-Take-All Politics. How Washington Made the Rich Richer – And Turned Its Back on the Middle Class*. New York: Simon & Schuster.

- Hadjar, Andreas (2008): *Meritokratie als Legitimationsprinzip. Die Entwicklung der Akzeptanz sozialer Ungleichheit im Zuge der Bildungsexpansion*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hamermesh, Daniel S. (2011): *Beauty Pays. Why Attractive People Are More Successful*. Princeton: Princeton University Press.
- Hettlage, Robert/Müller, Hans-Peter (Hrsg.) (2006): *Die europäische Gesellschaft*. Konstanz: UVK.
- Hondrich, Karl Otto (1984): Der Wert der Gleichheit und der Bedeutungswandel der Ungleichheit. In: *Soziale Welt* 35, H. 3, S. 267–293.
- Honneth, Axel (2011): *Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Kant, Immanuel (1983): *Grundlegungen zur Metaphysik der Sitten*. In: Ders., *Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie*, Bd. 4. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- King, Martin Luther (1964): *Why We Can't Wait*. New York: Harper & Row.
- Koch, Claus/Senghaas, Dieter (Hrsg.) (1971): *Texte zur Technokratiediskussion*. Frankfurt a. M.: EVA.
- Kocka, Jürgen/Offe, Claus (Hrsg.) (2000): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Koller, Peter (2008): Gleichheit. In: Gosepath, Stefan/Hinsch, Wilfried/Rössler, Beate (Hrsg.) (2008): *Handbuch der politischen Philosophie und Sozialphilosophie*. Bd. 1. Berlin: De Gruyter. S. 438–445.
- Lepsius, M. Rainer (2015): *Soziale Schichtung in der industriellen Gesellschaft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Luhmann, Niklas (1989): *Individuum, Individualität, Individualismus*. In: Ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 149–259.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mackert, Jürgen/Müller, Hans-Peter (Hrsg.) (2007): *Moderne (Staats-)Bürgerschaft. Nationale Staatsbürgerschaft und die Debatten der Citizenship Studies*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1958): *Die deutsche Ideologie*. MEW Bd. 3. Berlin: Dietz.
- Mason, Paul (2016): *Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie*. Berlin: Suhrkamp.
- Mau, Steffen (2012): *Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht?* Berlin: Suhrkamp.
- Mau, Steffen/Schöneck, Nadine (2015): *(Un-)Gerechte (Un-)Gleichheiten*. Berlin: Suhrkamp.
- Mauss, Marcel (1968): *Die Gabe. Die Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mayer, Karl U. (1975): *Ungleichheit und Mobilität im sozialen Bewußtsein – Untersuchungen zur Definition der Mobilitätssituation*. Studien zur Sozialwissenschaft. Bd. 24. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- McClelland, David C. (1961): *The Achieving Society*. Princeton: Van Nostrand.
- McLuhan, Marshall (1962): *The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Man*. Toronto: University of Toronto Press.
- Menke, Christoph/Rebentisch, Juliane (Hrsg.) (2010): *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*. Berlin: Kadmos.
- Menninghaus, Winfried (2003): *Das Versprechen der Schönheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Müller, Hans-Peter (2002): Die drei Welten der sozialen Ungleichheit: Belohnungen, Prestige und Citizenship. Ein Blick zurück auf Talcott Parsons und die funktionalistische Schichtungstheorie. In: *Berliner Journal für Soziologie* 12, H. 4, S. 485–503.

Müller, Hans-Peter (2014): Pierre Bourdieu. Eine systematische Einführung. Berlin: Suhrkamp.

Müller, Hans-Peter/Reitz, Tilman (Hrsg.) (2015): Bildung und Klassenbildung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Müller, Hans-Peter/Schmid, Michael (Hrsg.) (2003): Hauptwerke der Ungleichheitsforschung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Müller, Hans-Peter/Wegener, Bernd (Hrsg.) (1995): Soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit. Opladen: Leske + Budrich.

Neckel, Sighard (2001): „Leistung“ und „Erfolg“. Die symbolische Ordnung der Marktgesellschaft. In: Barlösius, Eva/Müller, Hans-Peter/Sigmund, Steffen (Hrsg.): Gesellschaftsbilder im Umbruch. Soziologische Perspektiven in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 245–265.

Neckel, Sighard/Wagner, Greta (Hrsg.) (2013): Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft. Berlin: Suhrkamp.

Parsons, Talcott (2007): Gleichheit und Ungleichheit in modernen Gesellschaften. Zur Bedeutung sozialer Schichtung. In: Mackert, Jürgen/Müller, Hans-Peter (Hrsg.) (2007): Moderne (Staats-)Bürgerschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 75–96.

Petz, Thorsten (2014): Mechanismen der Ökonomisierung. Theoretische und empirische Untersuchungen am Fall „Schule“. Konstanz und München: UVK.

Peters, Tom (2008): Tom Peters Essentials. Talent. Trends. Design. Offenbach: GABAL.

Piketty, Thomas (2014): Capital in the Twenty-First Century. Cambridge: Harvard University Press.

Rawls, John (1979): Eine Theorie der Gerechtigkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Rehbein, Boike et al. (2015): Reproduktion sozialer Ungleichheit in Deutschland. Konstanz und München: UVK.

Roemer, John E. (1998): Equality of Opportunity. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Sachweh, Patrick (2011): Unvermeidbare Ungleichheiten? Alltagsweltliche Ungleichheitsdeutungen zwischen sozialer Konstruktion und gesellschaftlicher Notwendigkeit. In: Berliner Journal für Soziologie 11, S. 561–586.

Schimank, Uwe/Mau, Steffen/Groh-Samberg, Olaf (2014): Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Schroer, Markus (2014): Soziologie der Aufmerksamkeit. Grundlegende Überlegungen zu einem Theorieprogramm. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 66, H. 2, S. 193–218.

Simmel, Georg (1987): Das individuelle Gesetz, hrsg. v. Michael Landmann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Solga, Heike/Powell, Justin/Berger, Peter A. (Hrsg.) (2009): Soziale Ungleichheit. Klassische Texte der Sozialstrukturanalyse. Frankfurt a. M. und New York: Campus.

Steinbicker, Jochen (2001): Soziale Ungleichheit in der Informations- und Wissensgesellschaft. In: Berliner Journal für Soziologie 11, H. 4, S. 441–458.

Symposion (1974): Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips. Ein Symposion. München: dtv.

Vobruba, Georg (2009): Die Gesellschaft der Leute. Kritik und Gestaltung der sozialen Verhältnisse. Wiesbaden: Springer VS.

Voß, G. Günter/Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50, H. 1, S. 131–158.

Walzer, Michael (1983): Spheres of Justice. A Defense of Pluralism and Equality. New York: Basic.

Weber, Max (1972): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Band 1. 6. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck.

Wehler, Hans-Ulrich (2013): Die neue Umverteilung. Soziale Ungleichheit in Deutschland. 4. Auflage. München: Beck.

Young, Michael (1958): The Rise of the Meritocracy. London: Thames & Hudson.